



Die Schüler haben eine neue Tischtennisplatte bekommen. Sie lieben sie.

## Alternatives Lernen

# Die Kinder von Baek

In einer stillen Ecke Brandenburgs gibt es eine Freie Schule, deren Ruf weit über die Prignitz hinausreicht. Pioniergeist, Idealismus und Durchhaltewillen haben einen Ort entstehen lassen, an dem Grundschüler so lernen können, wie es sich viele Eltern wünschen.

Morgens um zehn in der Freien Schule in Baek. In drei hellen, großen Räumen sitzen Kinder, sechs bis zwölf Jahre alt, und ihre Lehrerinnen. Manche hocken auf dem Boden im Kreis, andere stecken die Köpfe an Tischen zusammen. Die Türen stehen offen. Manchmal steht ein Kind auf, holt etwas, setzt sich wieder. Es ist nicht etwa Pause oder Freistunde, sondern ganz normaler Unterricht.

Ungefähr 40 Mädchen und Jungen gehen hier zur Schule. Viele kommen schon seit ihrem ersten Lebensjahr ins Haus, denn unter den Klassenzimmern im ersten Stock ist ein Kindergarten samt Krippe untergebracht.

Draußen scheint die Sonne auf Gras und Büsche, auf einen Spiel- und einen Fußballplatz, daneben erstrecken sich Felder und Koppeln bis zum Horizont.



Jeder darf mal streicheln: Ein Mädchen hat sein Kaninchen mit in den Unterricht gebracht.

Es ist sehr ruhig, nur selten fährt ein Auto vorbei. Baek, Ortsteil der Gemeinde Groß Pankow, ist ein 230-Seelen-Dorf weit im Westen Brandenburgs. Keine leicht erreichbare Pendlergemeinde,

kein gut erschlossener Speckgürtel. Keine Gegend, in der man eine Schule erwarten würde, die engagierte Eltern ganz nach ihren Vorstellungen gegründet haben. „Hier fährt man zwischen

Hamburg und Berlin direkt ins Nichts“, sagt die Schulleiterin Jana Reiche.

Sie sitzt in ihrem Büro und erinnert sich, wie sie das erste Mal in die Gegend kam: „Ich dachte, ich falle von der Scheibe, ist hier die Welt zu Ende?“ Der Landkreis Prignitz hat die geringste Bevölkerungsdichte aller Landkreise der Bundesrepublik.

Mit ihrem Mann Daniel, der heute den zur Schule gehörenden Kinderladen leitet, zog sie 1994 her.

Zwei junge Sozialpädagogen, die einen baufälligen Hof kauften und ein soziokulturelles Zentrum aufbauen wollten. In den ersten Jahren betreuten sie straffällig gewordene Jugendliche. Dann kam das erste Kind und sie brauchten eine Kita.

Es gab Plätze, aber die kommunalen Einrichtungen mit ihren durchstrukturierten Tagen und festen Gruppen waren nicht das, was sie wollten.

Mit anderen Familien – mehr Zugezogene als Einheimische – suchten sie nach Alternativen, diskutierten, planten, konzipierten. Schließlich gründeten sie selbst eine Kita. „Landweg“ nannten sie den Trägerverein.

In der Kita konnten die Kinder selbst entscheiden, was und mit wem sie spielen. Sie mussten mittags nicht schlafen, konnten ihre Umgebung erkunden, ihre Eltern durften, ja sollten mitgestalten. Die Schule öffnete einige Jahre später, 2001. Der Übergang war und ist fließend, die Vorschulkinder können sich am Unterricht beteiligen, gelernt wird in flexiblen, altersgemischten Gruppen.

Die Abteilung „Heimat“ im Bundesinnenministerium hat sich auf die Fahnen geschrieben, die ländlichen Regionen zu entwickeln, es gibt sogar eine Kommission für „Gleichwertige Lebensverhältnisse.“

In Baek nahm man die Dinge schon sehr viel früher selbst in die Hand. Hier kamen Ost-Pioniergeist, Provinzfernhaltung und neue urbane Ideen zusammen. „Heimat im Zwischenraum“ nannte Jana Reiche das in ihrer Diplomarbeit, die sie als junge Schulgründerin schrieb.

Wer eine Freie Schule gründen will, muss ein aufwendiges Genehmigungsverfahren durchlaufen. Der Träger ist dann nicht staatlich, sondern ein Verein oder eine kirchliche oder soziale Organisation. Freie Schulen unterstehen der Aufsicht der Schulbehörde und bekommen Steuergelder, allerdings weniger als staatliche Einrichtungen. Sie sind daher auf Schulgeld angewiesen – in Baek zahlt man mindestens das halbe Kindergeld, der Rest wird nach dem Solidarprinzip geregelt. Nach längerer Suche konnte das

Landweg-Projekt in die leer stehende Schule des Dorfes einziehen.

Ein schmuckloses, einst zementgraues Gebäude, DDR-Standard. Heute sieht das Haus mit seiner orange gestrichenen Fassade und dem hellen Glasanbau freundlich aus.

Kräftige warme Farben, viel Licht, viel Holz, Montessori-Materialien, volle Bücherregale, Pflanzen. Viel Arbeit steckt darin: Die Eltern renovierten, bauten, brachten anfangs Möbel und Spielzeug von zu Hause mit.

Jost Löber, Bildhauer aus einem Dorf in der Nähe, beobachtete die Pionierphase als Außenstehender. Seine Kinder kamen später: „Das war eine Gründung aus Not. Es war einfach sehr ländlich, das kann einem ja überall auf den Fuß fallen. Man versorgte sich selbst mit Schule, weil man nicht zufrieden war mit dem Vorhandenen.“



Die Kinder toben auf dem Spielplatz vor dem Haus.

Seine ältere Tochter ging sechs Jahre auf die Landweg-Schule, nun ist sie auf dem Gymnasium in Pritzwalk.

Seine jüngere Tochter beschäftigt sich an diesem Donnerstagmorgen mit Bruch-

rechnen, zusammen mit den anderen Viert- bis Sechstklässlern. Die Erstklässler üben einen Raum weiter Wörter und Buchstaben, die Zweit- und Drittklässler haben sich um das „Land der

Wortarten“ versammelt, eine auf dem Fußboden aufgebauete Landschaft mit Puppen und einem mit Filzstrahlen zur Sonne umfunktionierten Gummiball. So lernen sie die Zeitformen.

„Ich pack mal das Verb-Ufo weg“, sagt die Lehrerin Dana Kohler am Ende der Unterrichtseinheit.

Ida, Anton, Amadé, Justus, Ada, Aaron und die anderen Sieben- bis Neunjährigen bleiben im Kreis sitzen und erzählen dem Besuch aus Berlin, was sie an der Schule mögen: dass sie im Unterricht rumlaufen dürfen, dass es keine Zensuren oder Hausaufgaben gibt, dass schon in der ersten Klasse Englisch unterrichtet wird.

Die Lehrerin ist schon gegangen, die Kinder regeln das Gespräch allein: „Lass mal die anderen was sagen“, heißt es, wenn einer kein Ende findet. „Lass uns mal reihum machen“, wenn alle



Ein Rotkehlchen ist gegen ein Fenster geflogen. Die Schüler bereiten die Beerdigung vor.



Direktorin Jana Reiche im Unterricht, umringt von neugierigen Schülern.

durcheinanderreden. Die Kinder sind an Besuch gewöhnt. Interessierte Eltern, aber auch Lehrer und Lehrerinnen oder Studenten, etwa aus einem Hospitationsprogramm des Auswärtigen Amtes, kommen regelmäßig in den Unterricht.

Und sie sind daran gewöhnt, ihr Miteinander eigenständig zu regeln.

„Sie lernen schon im Kindergarten, Konflikte selber zu lösen“, sagt Jana Reiche später beim Mittagessen. „Bei Montessori denken ja alle an Individualität. Das Besondere hier ist, dass wir gesagt haben: Wir wollen die individuelle Betreuung, wir wollen, dass jedes Kind sein Potenzial ausschöpfen kann, wir wollen aber auch Gemeinschaft. Sie sollen einfach Gruppe lernen, sie sollen Arrangements lernen, sie sollen mit dieser notwendigen Toleranz aufwachsen.“

Fast alle Lehrenden und Erzieherinnen haben ein Montessori-Diplom, also eine zusätzliche Ausbildung nach dem Bildungskonzept Maria Montessoris, bei dem Freiarbeit und offener Unterricht zentral sind. Trotzdem nennt sich die Landweg-Schule nicht Montessori-Schule, „Wir sind alle Montessorifans“, meint die Schulleiterin Jana Reiche, „aber wir möchten die Freiheit haben, Dinge auch anders zu machen, etwas Eigenes zu entwickeln. Da passt so ein Etikett nicht. Wir wollen keine Dogmen, auch nicht die einer Reformbewe-



Mittags in der Kantine – einmal die Woche gibt es Fleisch. Ein Festtag für viele Schüler.

gung. Die Schule hat ein eigenes pädagogisches Konzept. Es geht nicht nur um Individualität und soziale Fähigkeiten, sondern auch um so etwas altnordisches Klingendes wie Anstrengungsbereitschaft.“

Gemeint ist die Lust, sich etwas zuzutrauen, etwas anzufangen und durchzuhalten – letztlich die Voraussetzung für eigenverantwortliches Handeln. Zudem werden Grundlagen im Lesen, Schreiben und Rechnen nicht erst dann unterrichtet, wenn, wie in der klassischen Montessoripädagogik, der optimale Moment im Lernprozess des Kindes gekommen scheint, sondern auch nach Jahresplan. „Wir haben uns auch immer mal Naserümpfen in der reformpädagogischen Szene eingehandelt“, sagt die

Schulleiterin, „allein dadurch, dass wir von Anfang an gesagt haben: Was wir hier machen, ist Schule.“ Lernen wird ernst genommen, auch und gerade das selbstständige.

Jana Reiche und ihr Mann wuchsen in Potsdam und dem Spreewald auf. „Durch den Mauerfall hat sich für uns ganz viel aufgetan“, sagt sie. „Es war eine schöne, wichtige Zeit, wir waren jugendlich, wir wollten Gesellschaft verändern. Wir und viele, die ich kenne, gingen in Städte. Das war ganz wild und groß und toll, aber es war viel schon festgelegt, viel schon besetzt durch Strukturen, die aus dem westlichen Teil schon da waren.“ Die leere Prignitz bot einen Raum, den sie besetzten. Auch hier gab es Leute aus

dem Westen – das Wendland ist nicht weit weg, Hamburg genauso nah wie Berlin, 150 Kilometer. Auch von dort kamen Menschen, die sich auf leeren, oft verfallenen Resthöfen niederließen, Kinder hatten und eine Schule suchten. In der Gründungsgruppe waren „Ossis“ und „Wessis“, und es gab durchaus auch Streit, aber die Herkunft spielte eher entlang der Achse Stadt/Land eine Rolle. Und eine Ostvergangenheit, insbesondere eine vom Dorf, war ein echter Vorteil, erinnert sich Jana Reiche: „Das unterschied uns auch von den West-Linken aus Städten. Wir konnten gut mit den Verhältnissen umgehen, wir haben verstanden, welche Sprache die Leute hier sprechen. Wenn das Dorf erwartet, dass geharkt wird, dann guckt man, dass man es hinkriegt.“

Landleben, von dem gerade so viele träumen, kann im nordwestlichen Brandenburg eine graue, einsame Angelegenheit sein, besonders im Winter. Lange Wege, keine Kneipe um die Ecke, kein Café, kein Kino. Auf die Dörfer fahren, wenn überhaupt, selten Busse. Und in Pritzwalk, Perleberg oder Wittenberge, den Kleinstädten der Region, pulsiert auch nicht gerade das Leben. Hier wirklich zu wohnen, zu arbeiten, Kinder großzuziehen, ist etwas ganz anderes als das Freizeitglück im berlinnahen Wochenendhäuschen.

Die Landwegschule ist daher nicht nur für die Kinder, sondern auch für ihre Eltern

ein wichtiger Ort. Bildhauer Jost Löber, der nach einigen Jahren in Halle und Berlin in die Prignitz kam, beschreibt es so: „Für uns war es eher so wie: Da ist das spannende Netzwerk. Da ist die Drehscheibe. Da ist diese tolle Mischung. Es waren aber auch viele, die richtig von hier stammten, die einfach gesagt haben, wir gucken uns mal ein neues Schulkonzept an. Obwohl wir vertraut sind mit allem hier. Die gesagt haben, das reizt uns doch.“

Katja Martin, Künstlerin und Löbers Frau, berichtet, wie schwer es sein kann, in der Provinz Kontakte zu knüpfen: „Wir haben in Perleberg mal ein Café und einen Verein gemacht und dachten, es müsste doch auch dort ein Kulturverein mit Café und Kunstkursen funktionieren. Aber es funktioniert eben nicht so automatisch, wie das hier an der Schule läuft. Weil es eben eine Schulpflicht gibt. Aber keine Kunstpflicht. Oder Kulturpflicht. Mir ist klar geworden, dass das unterschiedliche Sachen sind. Dass es aber für Leute, die herkommen und die mehr oder weniger – eher weniger – Kontakt zur Bevölkerung haben, einfach eine Chance ist, hier ihre sozialen Zusammenhänge zu finden. Und insofern ist es mehr als eine Schule.“ Natürlich kann man fragen, ob man an einer staatlichen Schule nicht auch andere Familien kennenlernt. Womöglich welche aus dem eigenen Dorf. Wenn es sie denn gibt.

„In den Dörfern ist es ja nicht mehr so, dass es von Kindern wimmelt, die eine coole Gang sind und deshalb auch zusammen zur Schule gehen. Die Entscheidung für eine Schule, die ein bisschen so ist, wie man sich das vorstellt, und wo man reinwirken kann, war relativ leicht.“

Katja Martin sitzt im Kunstraum der Schule und klebt Zeichenpapier auf feste Unterlagen, sie bereitet den Kunstunterricht vor. Wie viele hier ist sie nicht nur Mutter, sondern auch Lehrerin. Sie lebt mit Mann und Töchtern in einem 13 Kilometer entfernten Dorf. Manche sind extra wegen der Schule in die Gegend gezogen.

Fast jedes der Kinder kommt aus einem anderen Dorf.

Wenn sie sich besuchen, fahren sie oft gleich nach der Schule mit, übernachten bei Freunden. Sieben Kinder der Schule wohnen in Baek, die anderen kommen aus einem Umkreis von 25 Kilometern in jede Richtung. Auch zur staatlichen Grundschule in Pritzwalk, Perleberg oder Groß Pankow müssten die meisten fahren, könnten dann aber einen Schulbus nehmen. Denn gibt es für die Freie Schule nicht.

So kommen die Eltern mit dem Auto und treffen sich jeden Morgen, trinken einen Kaffee zusammen. „Das ist als kleiner Dorfplatz für viele wichtig“, sagt Jost Löber. „Wenn man auf dem Land wohnt und selbstständig ist,

nicht bei der Arbeit Kollegen trifft, dann ist das ein Luxus.“

Wie jede Freie Schule zieht auch die in Baek bestimmte Familien stärker an als andere. Es gibt Künstler wie Jost Löber und Katja Martin, Pädagogen wie Jana und Daniel Reiche.

Es gibt aber auch Handwerker, Landwirte, einen Ingenieur, eine ehemalige Biologieprofessorin aus Berlin, die über das menschliche Gelächter und den Gesang der Nachtigallen forschte, bevor sie in die Prignitz zog und ihre Tochter hier einschulte.

Silke Kipper ist inzwischen selbst Lehrerin in Baek: „Ich bin die typische Quereinsteigerin“, sagt sie. Und dass sie es „einfach so klasse“ fand, „dass es das hier gibt und dass es geht.“

Anja Feilke, von Anfang an dabei, wurde im Ort geboren. „Ich bin ein Baeker Mädchen. Ich bin hier aufgewachsen und in diesem Gebäude in die Schule gegangen.“

Sie machte eine Ausbildung zur Erzieherin, arbeitete in den 90er-Jahren einige Jahre in Baden-Württemberg, kam dann zurück, gründete eine Familie und lernte beim Geburtstag ihrer Oma Daniel Reiche kennen. „Und er hat erzählt, da treffen sich demnächst in der Pizzeria im Nachbardorf Leute, die wollen eine Schule gründen – hast du nicht Lust?“ Viele in der Gruppe waren anders als sie, die mit ihrem Mann einen eigenen Hof bewohnte. „Die anderen mussten ihre Häuser

renovieren, hatten wenig Geld, lebten in Wohngemeinschaften, was ich zu dem Zeitpunkt gar nicht so kannte. Das war für mich ganz spannend, das zu erleben.“ Was die Schulgründer wollten, war ihr dagegen überhaupt nicht fremd, obwohl sie bis dahin nicht viel über Reformpädagogik wusste: „Ich fand, die Leitlinien passen zu mir: So sehe ich Menschen, so sehe ich Kinder, von daher bin ich damit dann richtig aufgeblüht.“ Sie stieg als Erzieherin ein, leitete die Landweg-Kita, bevor auch sie Lehrerin wurde. Ihr Sohn ging auch hier zur Schule.

„Um die Jahrtausendwende gab es überall im Osten den Impuls, Schulen zu gründen“, erinnert sich Jana Reiche. „Es gab Vorbehalte gegen die

Waldorfpädagogik beziehungsweise Rudolf Steiner.“ Dessen geschlossenes, esoterisches Weltbild sei vielen suspekt gewesen. „Dagegen passte Maria Montessori gut zu uns Ostlern. Ihre Maxime ‚hilf mir, es selbst zu tun‘, damit kann ein Ossi einfach gut arbeiten“, sagt sie.

Nicht alles lief harmonisch in Baek, das Verhältnis zum benachbarten staatlichen Kindergarten zum Beispiel war nicht unkompliziert. Die freie Kita bedeutete Konkurrenz und stellte allein dadurch, dass sie da war, den pädagogischen Ansatz der Nachbarn infrage. Inzwischen hat man sich aneinander gewöhnt.

18 Jahre nach der Schulgründung gibt es mehr Alternativen in der Region. Die staatlichen



Auch das gehört zum Freiheitsgefühl: Es gibt keine Verbote. Auch nicht beim Klettern.

Foto: Markus Wachter

Grundschulen in Perleberg, Pritzwalk und Groß Pankow haben sich verändert, außerdem gibt es Schulen in freier Trägerschaft in Wittenberge und Heiligengrabe. „Klar fanden die uns am Anfang befremdlich, mit unseren bunten Haaren und langen Röcken damals“, sagt Jana Reiche. „Hier wird es aber anerkannt, wenn die Leute merken: Die wollen hier sein, die bewohnen ihre Höfe wirklich, die wollen in dieser Gegend leben und sie mitgestalten.“ Ohne die Freie Schule und den Kindergarten wären einige Familien nicht hier, zudem bietet sie inzwischen 19 Arbeitsplätze.

Nach sechs Jahren in der Grundschule wechseln die Kinder auf andere, meist staatliche Schulen in den umliegenden Kleinstädten. Die meisten kommen dort gut zurecht. Jana Reiches großer Sohn, eines der ersten in Baek eingeschulten Kinder, studiert inzwischen Rechtswissenschaften an der Berliner Humboldt-Universität.

Am Ende der Grundschulzeit ist eine Klassenfahrt nach Berlin Tradition, mit dem Fahrrad. Den Weg müssen die Kinder selbst finden, ohne Handy oder Navigationssystem, nur mithilfe einer Landkarte. Zwei Erwachsene sind dabei, halten sich aber raus. „Das ist manchmal schwer auszuhalten“, sagt Jana Reiche, „einmal kreisten sie zunächst 80 Kilometer um Perleberg“.

Aber am Ende sind immer noch alle angekommen.

Sabine Rohlf